



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Weber, Georg: Gedanken über Geschichte und Geschichtschreibung. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# Gedanken über Geschichte und Geschichtschreibung.

Von Georg Weber.

## I.



Nur ich vor kurzem das umfangreiche Werk „Geschichte der deutschen Historiographie“ von Franz Xaver von Wegele in den beiden letzten Büchern durchlas, hatte ich den lebhaftesten Eindruck, daß die Geschichtschreibung im allgemeinen noch sehr weit von einer systematischen Wissenschaft entfernt sei, daß sowohl über Form und Methode als über Zweck und Aufgabe die Ansichten weit auseinander gingen. Es ist allerdings sehr schwer, einen so gewaltigen Stoff wie die Menschen- und Völkergeschichte, der mehr als irgendein andres Gebiet des schaffenden Geistes sich in ewigem Fluß bewegt, in den festen Rahmen eines wissenschaftlichen Systems zu fassen. Die Geschichte gleicht einem mächtigen Ströme, der nach ewigen Naturgesetzen dahinrauscht, dem äußern Scheine nach immer derselbe und doch in jedem Momente ein andrer. Sie geht vor allem den lebendigen Kräften nach, durch deren Wirken die Erfolge errungen werden, und als einheitliche Wissenschaft sucht sie in dem Spiele der Kräfte und der bunten Fülle der Erfolge einen festen Zusammenhang, gegeben durch die Einheit der Ursache und des Zweckes.

Der germanische Sprachgeist faßt die Geschichte als die Summe und den Inbegriff alles dessen, was im Laufe der Zeiten wichtiges geschehen ist. Den Griechen war die Geschichte das Resultat des Erforschten und Erfahrenen; ihnen folgten die Römer und die neuern Völker romanischer Zunge; sie bezeichnen die Geschichte als historia. Dort erscheint somit die Geschichte als eine Zusammenstellung von Thatsachen als Objektenwelt, hier tritt das Subjekt in den Vordergrund: Geschichte ist nach dieser Bezeichnung der Inhalt dessen, was der Forscher und Erzähler erfahren hat. Der Begriff einer objektiven und subjektiven Auffassung, ein dualistisches Prinzip, steht demnach schon an der Eingangspforte zum Tempel der Klio, wie zwei symbolische Figuren vor einem verschlossenen Heiligtum, gleich notwendigen Tragsäulen des Gebäudes. Schon in den Namen ist angedeutet, daß die Geschichte zu einem architektonischen und harmonischen Werke ein Zusammentragen und Ineinanderfügen von Bausteinen bedürfe. Senes Geschäft legt den Hauptwert auf den Stoff, das Material, die Objekte; dieses auf die Form, die subjektive Gestaltung. Bei jenem kommt es mehr auf das Sichten und die kritische Prüfung an, bei diesem mehr auf das Schönheitsgefühl und die schöpferische Intuition; dort sind Wissenschaft und Verstand, hier

Kunstsinne und Phantasie die wichtigsten Werkleiter. Es ist daher ganz zutreffend, wenn man die Geschichtsschreibung als eine Vereinigung von Wissenschaft und Kunst bezeichnet hat, und wenn Wilhelm von Humboldt in der trefflichen Abhandlung: „Über die Aufgabe der Geschichtsschreibung“ das Verfahren des Historikers in Vergleich stellt mit dem des wahren Künstlers. Sind denn nicht in Herodot, dem Vater der Geschichtsschreibung, beide Richtungen schon gegeben oder durch den Volksinstinkt angedeutet? Was er auf weiten Reisen erforscht und ausgefunden hatte, soll er ja nach einer alten Sage teilweise auf einer Festversammlung als ein Produkt seiner Kunstleistung einem zahlreichen Hörerkreise vorgetragen haben. „Wie die Philosophie, sagt Humboldt ferner, nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüte empfunden, daß sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzu- bringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtsschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt.“

Der Ausspruch Winckelmanns: „Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist eine edle Einfachheit und eine stille Größe sowohl in der Stellung als im Ausdruck“ ist nicht nur für die plastische Kunst zutreffend, er gilt für alle geistigen Produktionen der Hellenen. Denn alle tragen das Gepräge künstlerischer Anschauungen und innerer Vertiefung an sich. Die Gebilde des denkenden Geistes erhalten durch die darstellende Hand eine so edle Gestalt, daß über alle der Hauch vollendeter Kunst ausgegossen ist, daß die Gebiete der Gedanken und der Phantasie oft noch ungeschieden ineinander greifen. Sind nicht in den philosophischen Werken Platons die Elemente und Formen der Poesie enthalten?

Ähnlich verhält es sich mit der griechischen Geschichtsschreibung. Herodot entrollt seinen hellenischen Zeitgenossen eine Welt voll wunderbarer Begebenheiten, über die sie Erstaunen und Wohlgefallen empfinden, wie die Kinder bei einem Märchen. Hier sind Mythe und Sage mit geschichtlicher Erzählung verbunden und das Ganze als ein Werk der Musen in die göttliche Weltordnung eingefügt. Bei Herodot ist die Weltgeschichte das „Weltgericht,“ dessen Sprüche auf sittlich-religiöser Wahrheit beruhen. Nicht mit Unrecht hat man ihn einen „theologischen Historiker“ genannt. Die von ihm erzählten Begebenheiten sind das Gefäß göttlicher Offenbarungen. Alle Erscheinungen in der Menschenwelt haben bei ihm ihre Urquelle in den dunkeln Schicksalsmächten.

Das Herodotische Geschichtswerk in seiner Einfachheit und Naivität gleicht einem Buche für die heranreifende Jugend, der es zugleich Belehrung und Unterhaltung bietet. Einen scharfen Gegensatz dazu bildet die Geschichte des

peloponnesischen Krieges von Thukydides mit seiner gedrunghenen, sinnschweren Sprache, seiner Gedankenfülle und seinem mühsam ringenden Stile. Thukydides schildert ein Zeitalter und ein Menschengeschlecht, wo zwei große hellenische Staaten um die Vorherrschaft kämpfen, mit menschlichen Mitteln und menschlichen Leidenschaften. Das gewaltige Drama, das sich vor den Augen des Lesers entrollt, vollzieht sich nach einem natürlichen Pragmatismus und Realitätsgesetze ohne die Mitwirkung höherer Mächte. Der vieljährige Bürger- und Nationalkrieg ist ein geschichtliches Gemälde voll tragischen Pathos, in welchem alles anmutige Bei- und Nebenwerk verschwindet, in welchem jedem Volke und Staate seine Rolle knapp und straff vorgezeichnet ist. Das historische Motiv liegt nach ihm in der moralischen Beschaffenheit der Menschennatur; die Begebenheiten und Katastrophen haben ihren Urgrund in der Tiefe der Menschenbrust, in dem Labyrinth der Affekte und Leidenschaften, in den politischen Zwecken der Staatslenker und Parteien. Wie sehr auch Form und Sprache noch die ungeübte Hand eines Meisters verraten, dem es schwer fällt, die genialen Gedanken und innern Anschauungen stilistisch zu gestalten, so ist dennoch das Thukydideische Geschichtswerk ein Kunstwerk ersten Ranges. Die tiefdurchdachten, staatsmännischen Reden, die Beschreibungen der Situationen, die Charakteristik der Handelnden sind das Gefüge einer künstlerischen Schöpfung, die durch ihr ernstes Pathos wie eine erschütternde Tragödie wirkt. Unter den Eindrücken der gewaltigen Schicksalsschläge, von denen die hellenische Welt und vor allem seine Vaterstadt Athen betroffen ward, wird in dem Autor wie in dem Leser eine Resignation erzeugt, die in der Seele eine moralische Reinigung, die tragische „Katharsis“ hervorruft. Thukydides galt zu allen Zeiten als das Vorbild eines echten Geschichtschreibers, weil er die Geschichte seiner Zeit mit Wahrheitsinn und objektiver Unparteilichkeit dargestellt, durch die Darstellung Wohlgefallen und ästhetisches Gefühl erweckt und zugleich unbewußt einen didaktischen Zweck verfolgt hat. Der Ausspruch Lessings, daß nur derjenige den Namen eines wahren Historikers verdiene, der die Geschichte seiner Zeit beschreibe, ging ohne Zweifel aus der Bewunderung des Thukydides hervor.

Wie bei allen großen Geistesprodukten, den alttestamentlichen Schriften, den Dichtungen eines Homer und Shakespeare, weiß man auch von dem Verfasser des Thukydideischen Geschichtswerkes so gut wie nichts von seinem Leben und seiner Persönlichkeit. Solche geniale Schöpfungen wirken wie Naturerzeugnisse, die man bewundert und genießt, deren Schöpfer und deren Werden sich aber unsrer Erkenntnis entzieht.

Wenn sich bei Thukydides wie bei Aeschylos der künstlerische Genius mehr in dem tieferrnsten, tragischen Inhalt als in der Form und Darstellung kundgibt, so liegt bei seinem Fortsetzer Xenophon der Hauptwert in der leichten, lieblichen Sprache und in der Anmut der Erzählung. Wie Euripides der bewunderte Lieblingsdichter seiner Zeit war, so galt Xenophon, der Schüler des

Sokrates, den Nachgeborenen als der echte künstlerische Historiker als, die „attische Biene,“ aus dessen Munde die Musen Worte süß wie Honig ausströmen lassen. Auf die „Anabasis“ bezogen ist dieses Lob durchaus zutreffend: nie ist eine denkwürdige geschichtliche Begebenheit, bei welcher Darsteller und Mithandelnder in einer Person vereinigt waren, mit mehr Leben und Anmut beschrieben worden als der Rückzug der „Zehntausend.“ Dagegen verdient die „Kyropädie,“ die, Wahrheit und Dichtung enthaltend, auf dem schwankenden Boden eines Tendenzromanes sich bewegt, kaum den Namen einer Geschichte, und die „Hellenika“ tragen das Gepräge subjektiver Parteilichkeit an sich. Die Sympathien, welche Xenophon in der Kyropädie für die monarchische Staatsform Persiens, in den „Hellenischen Geschichten“ für das oligarchische Staatswesen Spartas kundgiebt, haben ihm in alter und neuer Zeit den Vorwurf eines entarteten Sohnes seiner attischen Heimat und eines ungerechten Gegners der athenischen Demokratie zugezogen. Was man aber von jeher an der Xenophontischen Geschichtschreibung bewunderte, war außer der Anmut und Lieblichkeit der Sprache und des Stils, außer der graziösen Natürlichkeit, Einfachheit und künstlerischen Vollendung der Form und Einkleidung insbesondre die Geschicklichkeit in Charakter schilderungen, das Zusammenfassen zerstreuter Beobachtungen zu einem Gesamtbilde. Von dieser Seite betrachtet, ist die Xenophontische Geschichtschreibung mehr ein Werk der Kunst als der wissenschaftlichen Forschung. Ist Thukydides ausgezeichnet durch sein Hinstreben zum Erhabenen, so ist das innerste Wesen des Xenophontischen Geistes eine durchgängige Harmonie, jenes richtige Maß, das sich sowohl in der äußern Lebensweise als in der Anwendung der Geistes- und Willenskraft kundgiebt und leibliche und geistige Gesundheit bewirkt. Aber diese Eigenschaften führen nicht zu der Höhe, wo der Genius weilt. Wie anmutig und graziös auch immer dem flüchtigen Beschauer ein solches Kunstwerk erscheinen mag, dem tiefer denkenden wird eine gewisse Müchternheit nicht entgehen. Über der Persönlichkeit des Einzelnen erhebt es sich nicht zu der idealen Auffassung.

In allen spekulativen und künstlerischen Geistes thätigkeiten waren die Römer die Schüler der Griechen; nur in den Dingen, die sich auf Staat und öffentliches Leben beziehen, suchten sie ihre eignen Wege. Zu diesen mehr praktischen als idealen Schöpfungen darf auch die Geschichtschreibung gerechnet werden, indem sie die Thaten und Schicksale der rasch hinfließenden Gegenwart dem Gedächtnis der kommenden Geschlechter zu erhalten sucht. So entstand die niedrigste Gattung der Historiographie, die der Annalen. Und mit dieser Gattung beginnt auch bekanntlich die römische Geschichtschreibung. Sobald aber die geschichtlichen Aufzeichnungen an das Gebiet der Kunst streiften, mußten die Römer zu griechischen Händen oder Vorbildern greifen. Die Scipionen erkannten dies frühzeitig, und auf ihre Anregung und unter ihrem Einflusse unternahm es der in Rom als Geißel lebende peloponnesische Hellene Polybius, die

Geschichte seiner Zeit mit einleitenden Rückblicken auf die jüngste Vergangenheit aufzuzeichnen. Diese Aufzeichnungen bilden die „pragmatische Weltgeschichte“ der bedeutsamen Periode der punischen und der hellenisch-makedonischen Kriege, ein Werk, wie das ganze Altertum kein zweites aufzuweisen hat. Leider ist daselbe nur fragmentarisch auf die Nachwelt gekommen. Wie bei allen Erzählern, die von einem großen Schauplatz aus und unter den mächtigen Eindrücken einer emporstrebenden fremden Nation die öffentlichen Zustände der dahinsinkenden Heimat beobachten, geht durch die Geschichtsbücher des Polybios ein Zug wehmütiger Resignation. Mit fatalistischer Weltanschauung erkennt er in Rom die überwältigende Macht, welche alle übrigen Staaten in ihren Schoß aufzunehmen berufen ist. Jedes Ankämpfen gegen dieses Faktum führt nur zu Unheil und Verderben. Mit prophetischem Instinkt blickt er in die Zukunft, da alle bekannten Völker und Erdteile nur Glieder des Weltreiches bilden würden, das die starken und klugen Söhne des Mars und des Romulus aufzurichten sich anschickten. Willige Unterwerfung unter dieses unvermeidliche Schicksal, unter diesen göttlichen Ratschluß gilt ihm als die höchste Staatsweisheit. Jeder Widerstand wird schließlich niedergeschlagen und unbarmherzig zermalmt.

Bei solcher Grundanschauung muß das künstlerische Gepräge zurücktreten hinter der Erforschung und Erkenntnis der staatsbewegenden, weltbeherrschenden Kräfte. Jedes künstlerische Schaffen erzeugt ein Gefühl der Befriedigung und des Wohlgefallens, auch wo es wie bei Thukydides mit tragischem Pathos einherschreitet. Wie sollte aber eine Weltbetrachtung, die nur Ruinen und eine allgewaltige Schicksalsmacht in der Ferne blicken läßt, Wohlgefallen erzeugen? Das römische Reich durch die ihm innewohnende Kraft und Verstandesklugheit in seinem ungehemmten Siegeslauf darzustellen und den Zweck und die Vernünftigkeit seiner Herrschaft nachzuweisen, ist die Aufgabe und das Ziel der Geschichtschreibung des Polybios. Für menschliche Größe, für charaktervolle Persönlichkeiten, für ideale Kräfte und Impulse fehlt ihm der sittliche Maßstab. Doch ist Polybios kein Pessimist nach dem Grundsatz: Alles, was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht. Er sieht aus den Ruinen neues Leben erblühen; auf dem Boden seines Pandoragesäßes leuchtet noch das Licht der Hoffnung. Die Weltherrschaft Roms erscheint ihm als eine Naturnotwendigkeit; die Mittel und Ursachen, die dazu führen, die Aktionen und Reaktionen, die bei dem Prozesse sich vollziehen, bilden den Inhalt seiner pragmatischen Geschichte, über welcher die Tyche waltet. Mit dieser Resignation und Ergebung in die dunkle Schicksalsmacht, in das providentielle Verhängnis mag er sich getröstet haben, wenn sein Herz blutete über den Untergang des achäischen Bundesstaates, des letzten grünen Zweiges an dem einst so stolzen Lebensbaume des edeln Hellas.

Bei Polybios kommen alle Hilfsmittel in Anwendung, welche die neuere Historiographie als die notwendigen Requisite der Geschichtswissenschaft fordert:

Erforschung und Feststellung der Thatfachen mit Hilfe der Länderkunde und der kritischen Prüfung; eine synchronistische Zusammenfassung aller Begebenheiten an den verschiedenen Orten mit stetem Hinblick auf die höhern Zwecke der allwaltenden Schicksalsmacht, Beschreibungen und politische Reflexionen. Denn bei Polybius ist die Geschichte die Vorschule zur Staatsvernunft und Staatsweisheit. Von kunstvoller Harmonie in der Anordnung von Plastik und Architektur ist kaum eine Spur vorhanden. Der kolossale Aufbau seines Werkes erinnert an die Riesenwerke der alexandrinischen Kunst. Die künstlerische Gestaltungskraft hat die Grenzen der natürlichen Schönheit durchbrochen und ist in nebelhafte Fernen ausgeschweift. Nur in der subjektiven Auffassung des historischen Zweckes ist ein künstlerischer Zug enthalten. Die kritische, oft scharfe Polemik gegen frühere Historiker kann als ein Kennzeichen aufgefaßt werden, daß die Selbstapologie auf dem Gefühle der Unsicherheit beruht, daß in Stunden der Überlegung und des Nachdenkens ihn der Zweifel beschlichen haben mochte, ob seine Auffassung und Anschauung auch auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfe.

Mit der Zeit lernten die Römer auch in der Geschichtsschreibung ihre eigne Sprache gebrauchen. Aber die Griechen blieben Vorbilder und Muster, wenn auch in weniger ausgeprägter Form als in der Poesie und in andern geistigen Gebieten. So hat Sallustius den Thukydides vor Augen gehabt, so strebt Livius in seiner römischen Geschichte den universalhistorischen Charakter des Polybius an. Nur Tacitus bewahrt einen originalen Standpunkt; doch läßt sich auch sein Geschichtswerk mit dem des Polybius insofern in einen gewissen Zusammenhang setzen, als beide mit stoischer Resignation in dem Gange der Geschichte eine Naturnotwendigkeit erkennen, die bei jenem zur Weltherrschaft, bei diesem zum Weltuntergange führen muß. Gemeinsam ist allen dreien eine subjektive Färbung der Darstellung und damit ein künstlerisches Schaffen nach innerer Intuition und Gemütsregung. Sallustius schildert in seinem „Catilina“ und „Jugurtha“ in knappem, gedrungenem Stile und archaisirender Sprache die sozialen Zustände Roms in der ganzen sittlichen Verderbnis, welche das letzte Jahrhundert der Republik nach dem Untergange der Gracchen durchzogen hat. Mit dem Blicke eines Staatsmannes, mit der subjektiven Parteinahme für Cäsar und die Demokratie, und mit dem scharfen Urteile eines Menschenkenners und Seelenspähers entrollt er ein historisches Zeitbild, das durch die Meisterschaft der Darstellung Interesse und ästhetisches Wohlgefallen einflößt, durch die Labyrinth der Leidenschaften und Triebe in Schrecken setzt. Seine moralisirenden Reflexionen vermögen nicht den Eindruck zu verwischen, daß er nicht nur ein Beobachter, sondern auch ein Teilnehmer, ein Mitführender und Mithandelnder in den verschlungenen Lebensgängen, in der geheimen Triebfeder erregter Menschennaturen gewesen sei. In seinen geschichtlichen Gemälden weht nicht der erhabene, wohlthätige und belebende Odem einer idealen Kunst, welche auch

über Grab und Verhängnis noch die Seele reinigt und erhebt; vielmehr stellt sie eine Welt dar voll Laster und Häßlichkeiten, in welcher dämonische Naturen im Thun und Wagen die Grenzen der Menschheit, die Schranken der Gesellschaft kühn überschreiten. Die darstellende Kunst des Sallust gleicht der modernen Romantik, die ohne Scheu und Rücksicht alles, was die Natur im Leben hervorbringt oder zuläßt, auf ihren Tafeln zeigt, das Häßliche wie das Schöne, das Erhabne wie das Niedrige.

Die Zeitgemälde des Sallustius sind geniale Schöpfungen eines welt- und menschenkundigen Mannes, der mit instinktiver Spürkraft in die Tiefen und Regungen der Menschenseele eindringt und auch den Irrgängen des Herzens nicht fernsteht. Einen ganz verschiedenen Eindruck macht die römische Geschichte des Livius. Aus der Provinzstadt Patavium nach der Weltmetropole Rom übergesiedelt, vielleicht in die Nähe des Augusteischen Kaiserhofes gezogen, hat er die Größe und Herrlichkeit, die ihn umgab, mit kindlich harmlosem Gemüte in sich aufgenommen und auf sich einwirken lassen. Wie die Pariser an den künstlerischen Erzeugnissen der Provinzialen leicht herausfühlen, daß sie nicht den Duft und die Eleganz der hauptstädtischen Atmosphäre, nicht den feinen Geschmack der ästhetischen Gesellschaft atmen, so scheint auch die „Patavinität,“ die das vornehme Rom an dem Historiker rügte, auf einen solchen Mangel aristokratischer Urbanität hinzudeuten. Über der Livianischen Geschichte liegt ein Hauch naiver Einfalt und Ursprünglichkeit, der noch nicht „von des Gedankens Blässe angekränkelt,“ noch nicht durch die Reflexion und die Macht der Nachahmung verwischt ist. Auch Livius ist ein Künstler; aber man merkt an seinen Produktionen das Studium, die Überlegung, die mühsame Ausführung. Das große Geschichtswerk läßt uns einen Autor erkennen, der mit hingebender Liebe bei dem Heldenmut und Heldensinn der Ahnen verweilt, durch dessen Seele eine vaterländische Begeisterung zieht, welche mit gläubigem Herzen den Legenden und Überlieferungen aus der Vergangenheit lauscht und sie treuherzig nacherzählt: aber von den notwendigen Eigenschaften eines Historikers, Kritik, Staats- und Menschenkenntnis, pragmatisches Urtheil, wird man wenig gewahr, und die rhetorische Ausmalung einzelner Szenen und Situationen ist oft frostige Nachahmung fremder Lehren und Beispiele. Livius besitzt Sinn für Poesie und Sage, Gewandtheit im Charakterzeichnen und ein wohlwollendes, freundliches, liebenswürdiges Gemüt, er hat ein offnes Herz für Menschengröße und Menschenchicksal, er zeigt für alles Sittliche in menschlichen Beweggründen und Handlungen eine Sympathie, welche den wohlthuendsten Eindruck macht, dagegen ist ihm der staatsmännische Gesichtspunkt eines Thukydides und Polybius ganz fremd; ein Mann der Schule und des Studiums, nicht des Lebens, hat er für das Staats- und Verfassungswesen, für die Entwicklung und Gestaltung sozialer Verhältnisse und Standesvorrechte wenig Sinn und Interesse und nur oberflächliche und unklare Kenntnisse davon. Aber obwohl sein Werk weder

gelehrt und quellenmäßig, noch aus einem Guß gearbeitet ist, besitzt es doch Harmonie und Schönheiten jeder Art. Die Zeitgenossen mochten Gefallen finden an der rhetorischen Volksgeschichte, die in epischer Fülle und behaglicher Breite die Großthaten der Vorfahren, das Wachstum und die Größe der Republik bis zu ihrem Abschluß vor die Seele führte; aber daß von dem großen Werke im Laufe der Zeit sich nur ein kleiner Teil auf die Nachwelt erhalten hat, kann als Beweis gelten, daß es nicht auf der Höhe historischer Kunst stand, daß das Interesse der nachgeborenen Geschlechter für die oft mit poetischem Flitter und dichterischen Redewendungen ausgeschmückte Volksgeschichte des Livius sich verminderte, je mehr die republikanische Gesinnung und Tugend selbst dahinschwand. Nur wo das Pathos der eignen Begeisterung die schaffende Hand leitet, entsteht ein echtes Kunstwerk in Wort und Bild; nur was unmittelbar vom Herzen kommt, geht auch unmittelbar zu Herzen.

Wie Polybius das Wachstum des römischen Reiches zu einer Weltmacht darstellt, so Tacitus die Entartung und den Verfall. Dadurch ist auch der Charakter ihrer historischen Werke und ihrer subjektiven Haltung zu denselben bestimmt. Wenn bei Polybius über dem trüben Gemälde des Unterganges der hellenischen Partikularwelt der Glanz einer aufstrebenden Universalmacht in das Dunkel niederstrahlt, so sieht der Römer in der hinsinkenden Schöpfung früherer Geschlechter nur ein weites Leichenfeld ohne Auferstehung.

Tacitus bezeichnet seine Geschichte des Prinzipats in der ältern Periode als „Annalen,“ im Gegensatz zu den „Historien“ oder der Zeitgeschichte. Aber unter seiner Hand erhält der Begriff „Annalen“ eine andre Bedeutung. Das Taciteische Geschichtswerk ist nicht wie die ältern Aufzeichnungen unter diesem Namen eine farblose, objektive Zusammenstellung der Weltbegebenheiten nach der Zeitfolge; in seinen „Annalen“ weht ein scharfer Hauch subjektiver Auffassung, eine tiefe Beteiligung der eignen Gemütsaffekte bei dem Niederschreiben, ein psychologisches Eindringen in die innere Menschenbrust. Es giebt kaum einen andern Geschichtschreiber, bei welchem die Schilderung von Menschen und Sachen, von Vorgängen und Situationen so sehr das eigne Mitfühlen und Mitempfinden des Autors verriete, als bei dem strengen Richter und Beurteiler einer Zeit, die so weit von den republikanischen Tugenden und Sitten der Altvordern abgewichen war. Wenn dem Schöpfer eines Kunstwerkes ein Ideal vorschwebt, das sich in dem Werke selbst wiederpiegelt oder ahnen läßt, so ist Tacitus ein Künstler ersten Ranges, weniger in der Form und Ausföhrung als im Ausdruck und in der Seelenstimmung, deren Wirkungen der Leser oder Beschauer herausfühlt. Wie der tragische Dichter die Vorgänge im Innern seiner Helden in Monologen erkennen läßt, so bedient sich der römische Historiker seines Griffels zu einer psychologischen Anatomie. Tacitus beschreibt den Todeskampf des alten Römergeistes im Ringen mit dem immer weiter um sich greifenden Verderben; er betrachtet seine Zeit mit tragischem Ernste und elegischer Trauer und zeichnet

die bodenlose Entartung mit dem bitteren Unwillen, den eine edle patriotische Natur bei dem tiefen Verfall einer Nation empfindet. Seinem Geiste schwebt das Ideal eines Staates vor, von dem in den Tagen der Väter einige Spuren vorhanden waren, das aber nie und am wenigsten in der Zeit des Kaisertums verwirklicht werden wird. Mit stoischer Resignation blickt er auf den Kampf des Lebens, in die dunkle Menschenwelt und die Irrgänge der Leidenschaften, ohne die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, ohne den Glauben an eine rettende Gottheit. Er steht im Zweifel, ob in den menschlichen Dingen eine unabänderliche Notwendigkeit oder der Zufall walte, ob die Epikureer Recht hätten, wenn sie lehrten, das Thun und die Schicksale der Menschen seien den Göttern ganz gleichgiltig, oder die Stoiker mit ihrem Glauben an ein Fatum. Wenn es eine Vorausbestimmung für die Menschen gebe, so sei dieselbe nicht als Schicksal durch die ewigen Götter zu fassen, sondern als Kausalitätsgesetz, als eine Verletzung natürlicher Ursachen. Seine Darstellung und Ausdrucksweise ist trotz der körnigen, gedankenreichen Kürze, der veralteten, oft poetisch gestalteten Sprache und des abgerissenen, mitunter bis zur Dunkelheit verstümmelten Satzbaues nicht ohne künstlerische Sorgfalt und Überlegung, nicht ohne rednerischen Vortrag. Bei aller Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit giebt er doch in der Wahl und Färbung der Ausdrücke den Anteil seines Gemütes kund, und wie seine Anlage und Schilderung dramatisch lebendig ist, so ist sein Ton vorherrschend elegisch. Dieser Grundton seiner Werke ist wieder ein Ausfluß seiner Gemütsstimmung, der leidenschaftslosen Ergebung. Während er das große Trauerspiel seines Jahrhunderts vorführt, übernimmt er selber die Rolle des alten Chors, der mit ernstlichen Worten der Mahnung, Warnung und Belehrung die Handlungen und Schicksale der tragischen Helden begleitet.

Zwei Jahrhunderte lang hat man Tacitus als den größten Historiker der Römer verehrt und auf den strengen, freiheitsliebenden Mann mit ehrfurchtsvoller Bewunderung geschaut. Erst unserm hyperkritischen Zeitalter war es vorbehalten, wie bei Thucydides so noch mehr bei Tacitus seine Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen.

Mit den Hauptern der antiken Historiographie, die wir in den obigen Umrissen skizzirt haben, sind die Elemente angedeutet, welche jeder echten Geschichtschreibung innewohnen müssen, wenn sie dem Gebiete der Kunstthätigkeit beigezählt werden soll: Erforschung und Berichtigung der Thatsachen und Begebenheiten, Durchdringung und Verarbeitung des errungenen Materials durch geistige Aneignung und die schöpferische Wiedergabe dieses errungenen und verarbeiteten Materials in künstlerischer Darstellung. In der Vereinigung dieser drei Grundbestandteile des objektiv-subjektiven Inhaltes in einer kunstgerechten Form besteht die vollendete Geschichtschreibung. Im dritten Bande von Treitschkes „Deutscher Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ wird der Gedankengang der mehrerwähnten Abhandlung Wilhelms von Humboldt in folgenden Sätzen

Grenzboten I. 1886.

ausgesprochen, die eine ähnliche Auffassung andeuten: „Den geheimnisvollen Dualismus, der in dem sittlichen Leben unsers staubgebornen und gottverwandten Geschlechtes unverkennbar waltet, suchte Humboldt dadurch zu erklären, daß er eine hinter den Erscheinungen der Geschichte stehende Ideenwelt annahm. Geschichte war mithin Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Dem Historiker fiel die zweifache Aufgabe zu, das Geschehene thatsächlich zu ergründen und das Erforschte dergestalt zu verbinden, daß die Notwendigkeit der Ereignisse erwiesen und die Ratschlüsse der göttlichen Weltregierung erkannt würden. Es war eine großartige Ansicht, die zugleich mit Zartheit das persönliche Leben, mit Freiheit die allgemeinen Mächte der Geschichte zu verstehen suchte; sie sicherte der Geschichtschreibung großen Stiles ihre gebührende Stelle auf der Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst.“  
 Selmehr nun der Urheber von seinem Stoffe stärker oder leichter berührt wird, sei es infolge seiner individuellen Geistes- und Gemütsstimmung, sei es infolge seiner Stellung zu den Menschen und Dingen, die er behandelt, umso schärfer und sichtbarer tritt die innere Teilnahme, treten die Affekte der Seele zu Tage, destomehr offenbart sich das Pathos, von dem der Darsteller erfüllt ist, auch in seinem Werke. Die wahre Geschichtschreibung wird immer durchfühlen lassen, daß der Verfasser etwas von seinem eignen Herzblute einfließen läßt. Nur der Annalist oder Regestensammler, nur der Chronist, sofern er bloß vergangne Dinge wiederholt, nicht in seine eigne Zeit herabsteigt, darf ganz objektiv verfahren, jeder andre Historiker dagegen, der das Gebiet der Kunst beschreitet, bei dem der Stoff den Weg durch das Herz, durch den inwendigen Menschen macht, wird mehr oder minder den subjektiven Anteil verraten, den er an dem geschichtlichen Hergange nimmt. Und da es nun einmal im Menschenleben so eingerichtet ist, daß der Historiker mehr Trübes als Heiteres zu erzählen, mehr von Unfällen als von Glück zu berichten hat, so zieht durch die meisten Geschichtsbücher ein ernster, oft pessimistischer Grundton.

Selbst das ästhetische Wohlgefallen, das der Leser bei der kunstvollen Darstellung, bei der Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Erzählung empfinden mag, wird das Gefühl des Ernstes, der Wehmut der traurigen Eindrücke über die Fülle und Macht des Bösen und Unheilvollen in der Menschenwelt nicht zu überwinden imstande sein. Die Klio ist eine strenge Muse; sie übt zugleich das Amt des Anklägers und des Richters und schöpft ihr Urteil aus den Sprüchen, welche die himmlischen Mächte am Firmamente niedergeschrieben haben. In diesem Sinne behält der Spruch des Dichters: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ seine Wahrheit. Über der Wandelbarkeit menschlicher Urtheile waltet die ewige, unwandelbare Idee.

## 2.

Den erhabnen Maßstab, den uns die antike Geschichte an die Hand giebt, dürfen wir nicht an die Produktionen des Mittelalters legen. Diese entbehren

aller der Eigenschaften, die wir als die Grundlage jeder echten, künstlerisch und pragmatisch gefaßten Geschichtsschreibung bezeichnet haben: der kritischen Objektivität in der Erforschung der Thatfachen, der subjektiven Verarbeitung des Stoffes in der Seele, der kunstvollen Darstellung der durch beide Thätigkeiten gewonnenen Ergebnisse. Auch abgesehen von der mangelhaften Geistesbildung fehlten der mittelalterlichen Menschheit alle Faktoren zu einer wissenschaftlich-künstlerischen Geschichtsschreibung. War etwa die Zelle des Mönchs, aus welcher die meisten geschichtlichen Aufzeichnungen hervorgingen, eine geeignete Stätte, die Gänge und Wechselfälle des öffentlichen Lebens zu beobachten? War der kleinbürgerliche Gesichtskreis der Städte, von denen die Chroniken vorzugsweise ausgingen, ein geschickter Deuter der Weltbegebenheiten? War der Dualismus von Kirche und Staat, der das ganze Mittelalter durchzieht, eine richtige Weltanschauung für höhere Menschengeschichte? Wohl hielt man, gestützt auf die Danielschen Visionen von den vier Weltmonarchien, an der Idee einer ununterbrochenen Fortdauer des römischen Reiches fest; aber diesem ideellen Gebilde haftete die Vorstellung von einem Gottesstaate, von einer Theokratie an. Nach dieser Vorstellung vollzog sich der Verlauf des geschichtlichen Lebens nicht nach einem natürlichen Pragmatismus von Ursache und Wirkung, nach einem Kausalitätsgesetze, dessen tiefen innern Zusammenhang zu ergründen die Hauptaufgabe des Historikers sein müsse; er war das Werk eines göttlichen Rathschlusses, eines theokratischen Absolutismus mit teleologischen Tendenzen. In dieser Auffassung erscheint die christliche Universalgeschichte von Augustinus und Drosius bis Bossuet. Die Idee von der Umgestaltung des römischen Weltreiches in ein christliches Gottesreich kann immerhin eine große genannt werden, aber wie sie von vornherein auf einer Fiktion, auf einer falschen Vorstellung beruhte, so raubte sie auch der Geschichtsschreibung und der Geschichte selbst ihre wertvollste Eigenschaft, die der Wahrhaftigkeit. Wohl geht auch schon bei Herodot ein theologischer Zug durch die Geschichte, wohl werden schon bei Polybius die Geschehnisse der Völker von der Tyche, dem unwiderstehlichen Schicksale, nach einem bestimmten Ziele gelenkt; aber die Handlungen der Menschen und die geschichtlichen Ereignisse, welche sie darstellen, sind die Wirkungen und Ergebnisse freier Willensthätigkeit. Nach der christlich-theokratischen Anschauung ist das geschichtliche Leben nur ein von Gott und den Heiligen in Szene gesetztes und geleitetes Drama. So kam es, daß, wie die gesamte Kunst und Wissenschaft, so auch die Historiographie im Mittelalter gänzlich unter dem Einflusse der Kirche und der christlichen Vorstellungen stand. Die Geschichtsbücher und Chroniken waren wie die gottesdienstlichen Verrichtungen und Symbole nur das Gehäuse für das göttliche Mysterium.

Bei solcher Auffassung konnte die Geschichtsschreibung keinen eignen Wert haben; sie war berufen, wie die gesamte Kunst und Wissenschaft nur im Vorhofs der romanischen und gothischen Kirche ihre Dienste zu leisten. Die Kriege der

Völker und Nationen gingen meistens von kirchlichen Motiven aus; die menschlichen Geschehnisse wurden nur im Spiegel religiöser Vorstellungen und Dogmen betrachtet; die innern Institutionen und Kulturzweige bezogen sich auf christlich religiöse Lehren, auf biblische Urkunden, auf die Zeugnisse der Evangelien. Man teilte die ganze Universalgeschichte in zwei Teile, in die Zeit vor und in die Zeit nach Christus, und die mosaische Schöpfungsgeschichte bildete die Grundlage der Welt- und Völkergeschichte; die Ansichten der Heiden wurden als Irrtümer und Täuschungen betrachtet, ihre Tugenden galten als glänzende Laster. In dem Mittelalter, sagt Droysen in seinem „Grundriß der Historik,“ wird man keine neuen Triebe wissenschaftlicher Geschichtsschreibung entdecken wollen, wenn man nicht den theologisch-konstruktiven, der hie und da durchklingt, dafür will gelten lassen. Wohl aber hat der und jener Historiker der Karolinger-, der Ottonenzeit sich seine stilistischen Muster bei den Alten gesucht und seine Helden mit ihren rhetorischen Floskeln geschmückt. Nur in Italien, wo die antike Kultur am längsten dauerte und am ersten wieder erwachte, erhielt sich noch eine Spur selbständiger Geschichtsauffassung. Machiavelli steht an der Stelle, sagt Gervinus in den „Grundzügen der Historik,“ wo sich das Ringen nach Aufklärung, nach Freiheit und Menschenrechten, nach Abschüttelung von Geisteszwang, Leibeigenschaft und Despotismus gewalttame Bahn brach, und auch diese neue Richtung fährt noch heute nach drei bis vier Jahrhunderten fort, den Faden der Begebenheiten zu bilden.

Die Renaissance hat in der Geschichtsschreibung keine neue Epoche begründet. Wie auf dem gesamten literarischen Gebiete, so ist man auch in der Behandlung der Historie auf die Alten, vorzugsweise auf die Römer, zurückgegangen. Von ihnen entlehnte man die Form und die Sprache: nach Livius schrieb der Franzose Thuanus (de Thou) seine Zeitgeschichte, Sleidanus seine Reformationsgeschichte; nach Tacitus verfaßte Hugo Grotius die Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Herrschaft in Annalen und Historien. Durch das ganze sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert haftete der Historiographie dieser Charakter an, blieben die römischen Autoren die Vorbilder. So wertvoll diese Produktionen für die Erkenntnis der geschichtlichen Begebenheiten sein mögen, den drei Funktionen der echten Historiographie: der kritischen Forschung, der subjektiven Aneignung und der künstlerischen Darstellung, leisteten sie nur wenig Genüge. Erst dem achtzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, eine neue Epoche der Geschichtsschreibung zu begründen. Nachdem Bolingbroke und Voltaire die Fesseln der Tradition und der teleologischen Tendenz gesprengt hatten, stellte Gibbon ein Muster universeller Geschichte auf, worin ein philosophischer Geist waltet und ein weiter Horizont alles Sein und Werden in der Menschenwelt umspannt. Unter Gibbons Meisterhand erhielt die Geschichte eine Gestalt, die der ganzen folgenden Generation zum Vorbilde dienen kann. In seiner Geschichte des römischen Cäsarenreiches in dem Zeitraume seines Sinkens und

Falles ist gelehrte Forschung mit subjektiver Verarbeitung und künstlerischer Formgestaltung vereinigt und ein architektonisches Schatzhaus errichtet, worin alle edeln Güter der Menschheit, alle Errungenschaften des geistigen Schaffens wie der Werke der Hand aufgestellt sind. Der Gibbonsche Geschichtstempel ruht auf festen Fundamenten und ist von außen wie im Innern harmonisch entworfen und ausgeführt. Man mag gegen das Werk einwenden, daß die Subjektivität des Verfassers allzu sehr in den Vordergrund tritt, daß seine Weltanschauung in der Atmosphäre der französischen Encyclopädisten und der Aufklärungphilosophie wurzelt, daß der Geist, der über den Wassern schwebt, der Erde zu nahe gerückt, der Verstandesrichtung der Zeit zu sehr angepaßt ist; man mag in einzelnen Dingen die kritische Genauigkeit vermissen; dennoch steht fest, daß kein andres Geschichtsbuch vor und nach Gibbon einen so durchschlagenden Erfolg gehabt, der Historiographie einen so fruchtbaren Boden bereitet, eine so sichere Umgrenzung und Stoffverteilung zugewiesen hat. Gibbons umfangreiches Werk, das eine Weltgeschichte des ersten christlichen Jahrtausends und darüber umfaßt, ist in zahllosen Ausgaben und in dem verschiedensten Format über die ganze gebildete Welt verbreitet. Wie Shakespeare für das Drama eine neue Ära begründet hat, so Gibbon für die moderne Historik. In seiner Geschichte findet neben den politischen und kriegerischen Staatsaktionen auch die sittliche Welt, wie sie sich in den öffentlichen Institutionen, in Religion und Kirche, im Gerichtswesen und in den Regierungsorganen ausgeprägt hat, ihre entwickelnde Darstellung. Dabei ist das Werk frei von der pessimistischen Weltanschauung eines Tacitus, über das Ganze ist ein Hauch heiterer Anmut ausgegossen, der bisweilen einen Zug von Ironie gegen die traditionellen Auffassungen an sich trägt. Es ist das Produkt einer Zeit, die bestrebt war, aus dem überkommenen Vorrat neue Lebenskeime zu schaffen, das Erbteil der Väter durch Reformen wertvoller zu machen und mit neuer Ausstattung zu bereichern. Gibbon gehörte zu dem titanischen Geschlechte, das im Vollgefühl seiner Kraft kühn die Himmelsleiter hinaufstieg, um die Welt der Ideen näher zusehen.

Gibbon hat in der systematischen Behandlung des historischen Stoffes ein Vorbild geschaffen, wie man die wachsende Fülle des geschichtlichen Materials bewältigen, durchdringen und gestalten müsse, um ein wohlgefälliges, das innere Geistes- und Gemütsleben anregendes Kunstwerk zu schaffen. Und so sehr haben die Zeitgenossen und die nächste Generation diese Vorzüge anerkannt, daß Niebuhr bei der Abfassung seiner römischen Geschichte die Absicht aussprach, ein Werk zu schaffen, das der römischen Kaisergeschichte des britischen Historikers als Vorläufer dienen sollte, und daß Schloffer in der Geschichte der bilderstürmenden Kaiser nur solche Seiten behandelte, die Gibbon garnicht oder nur flüchtig berührt hatte.

Man hat mit Recht die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das philosophische Zeitalter genannt und Voltaire als das befruchtende Haupt

desselben, von dem die anregenden Ideen ausgingen. Aber diese Art von Philosophie war weniger eine spekulative als eine reformirende Arbeit. Sie suchte ihre Aufgabe weniger in der Synthesis als in der Analysis. Ihre Stärke lag weniger in dem Aufbau neuer Lehrsysteme auf neuen Prinzipien als in dem Niederreißen schadhafter und morscher Stützmauern und Pfeiler, jedoch mit der Tendenz, das gesunde und solide Material, das aus der zersetzenden und aufräumenden Arbeit übrigblieb, zu neuen Werken auf einfacherer Basis zu verwerten. In diesem Geiste ist auch Gibbons' Geschichtswerk geboren. Er fügte die Elemente, welche die kritische Forschung ihm als solides Material erscheinen ließ und denen sein eigener Geist das subjektive Gepräge gegeben, mit kunstgeübter Hand zu einem harmonischen und symmetrischen Ganzen zusammen. (Schluß folgt.)



## Zur Reform des Bibliothekswesens.



Unsre Zeit ist reich wie an Bedürfnis so an Vorschlägen zu Reformen. Überall tauchen Wünsche Einzelner und ganzer Stände auf, die eine Verbesserung ihrer Lage anstreben und der Regierung die Wege und Mittel angeben wollen, wie sie am besten Abhilfe zu bringen imstande sei. Um nur die berechtigten Forderungen allmählich zu erfüllen, hat die Staatsregierung alle Hände voll zu thun, und vor den größern sozialen Fragen müssen naturgemäß die kleinern einstweilen in den Hintergrund treten, bis auch für sie die Zeit der Reife gekommen sein wird. Um sie aber dazu zu bringen, bedarf es wieder und wieder der Anregung vonseiten der beteiligten Kreise, und es würde falsch sein, die Hände in den Schoß zu legen und warten zu wollen, bis einem von selber die reife Frucht zufällt, die doch nur der Lohn der auf ihre Erzielung verwendeten Arbeit sein kann. „Gut Ding will Weile haben,“ aber keine in müßiger Beschaulichkeit verbrachte, sondern die Weile einer in stetem Vorwärtstreiben auf das fest im Auge behaltene Ziel bestehenden Arbeit. Von diesem Gesichtspunkte aus will auch der folgende Versuch betrachtet sein, der die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf eine Klasse von Staatsdienern lenken möchte, der es, soweit hinauf in der Geschichte wir sie auch verfolgen können und so wichtig ihre Thätigkeit für die gesamte Bildung ist, doch bis heute noch nicht gelungen ist, eine einheitliche Organisation als Stand im Sinne andrer Beamtenkategorien zu erlangen.